Feldpostbriefe

Schreiben als Lebenszeichen

Die Sammlung Zeit der Weltkriege (ehem. Bibliothek für Zeitgeschichte) besitzt die zweitgrößte Sammlung von Feldpost in Deutschland. Die Sammlung weist über 150.000 Briefe und Postkarten von und an Soldaten und Kriegsgefangene des Ersten und Zweiten Weltkriegs auf. Sie geben Auskunft über das, was deutsche und österreichische Kriegsteilnehmer in den Jahren 1914 bis 1949 mit ihren Angehörigen austauschten.

„Meine liebe Alice! Ich bin gesund und es geht mir gut. Die Behandlung ist sehr korrekt und ganz anders, als ich es mir nach den früheren unwahren Phrasen vorgestellt habe. Du wirst über dies monatliche Lebenszeichen glücklich sein, ebenso die Eltern und Papa. Ihr jedoch dürft öfter an mich schreiben. Ich erwarte sehnsüchtig über euch alle ein Lebenszeichen. Wo mag mein Bruder sein? Habt Ihr eine Nachricht von ihm? Wohnt Ihr noch in den alten Wohnungen? Um mich braucht Ihr auf keinen Fall in Sorge zu sein. In der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und gemeinsame Aufbauarbeit grüße ich Dich, meine liebe Frau und alle Lieben recht herzlich.“

Gerhard Freund, 20.8.1945, WLB/BfZ, N26.3

Diese Zeilen schrieb Gerhard Freund am 20. August 1945 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft an seine Frau. Verfasst sind die Worte auf einem eng beschriebenen braunen Kärtchen des Sowjetischen Verbandes der Rotkreuz- und Rothalbmondgesellschaften. Es handelt sich um die erste von 22 erhaltenen Postkarten, die Freund an seine Frau und seine Mutter geschickt hat. Von seiner Frau sind sieben Briefe überliefert, von seiner Mutter einer. Immer wieder ist auf den Karten von Lebenszeichen die Rede, denn dies war ihr hauptsächlicher Zweck: Sich aus großer Entfernung und in schwierigen Zeiten gegenseitig zu versichern, dass man noch am Leben ist und die Zeit zu überbrücken, bis man sich hoffentlich wiedersieht. Im März 1946 ist es bereits zweieinhalb Jahre her, dass sich Gerhard Freund und seine Frau Alice das letzte Mal gesehen haben. Seit einem Jahr hat er nichts mehr von ihr gehört. Auch eine zweite Postkarte an Alice vom 19. Dezember 1945 bleibt unbeantwortet. Erst auf seiner Karte vom 14. Juni 1946 berichtet er, dass er sieben Briefe von seiner Frau erhalten hat. Jetzt werden auch die Texte, die sich die Eheleute schreiben, ausführlicher und inhaltsreicher. Offenbar funktionierte die Post nun besser als in den ersten Monaten nach Kriegsende.

Die Feldpost: Nähe trotz Distanz

Als im August 1914 Millionen Soldaten in den Krieg zogen, endete für unzählige Familien in Europa der gewohnte Alltag abrupt. Väter, Söhne und Brüder verschwanden an die Fronten, oft für Jahre. In einer Zeit ohne Telefonverbindungen über große Distanzen und lange vor digitalen Kommunikationsmitteln wurde die Feldpost zum zentralen Bindeglied zwischen Front und Heimat. Briefe und Karten waren weit mehr als bloße Nachrichtenübermittlung – sie waren Lebenszeichen, Trostspender und zugleich Dokumente eines Krieges, der sich tief in das Leben einschrieb.

Im Ersten Weltkrieg entwickelte sich die Feldpost zu einem gigantischen logistischen Unterfangen. Allein im Deutschen Reich wurden Milliarden von Sendungen transportiert. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Feldpostsystem weiter ausgebaut und noch stärker organisiert. Die nationalsozialistische Führung erkannte

früh die Bedeutung der Kommunikation für die Kriegsführung und die Moral. Das System funktionierte erstaunlich effizient: Selbst an weit entfernten Fronten konnten Briefe innerhalb weniger Tage zugestellt werden. Dies verstärkte den Eindruck von Nähe, obwohl die Realität des Krieges oft von extremer Gewalt und Entbehrung geprägt war.

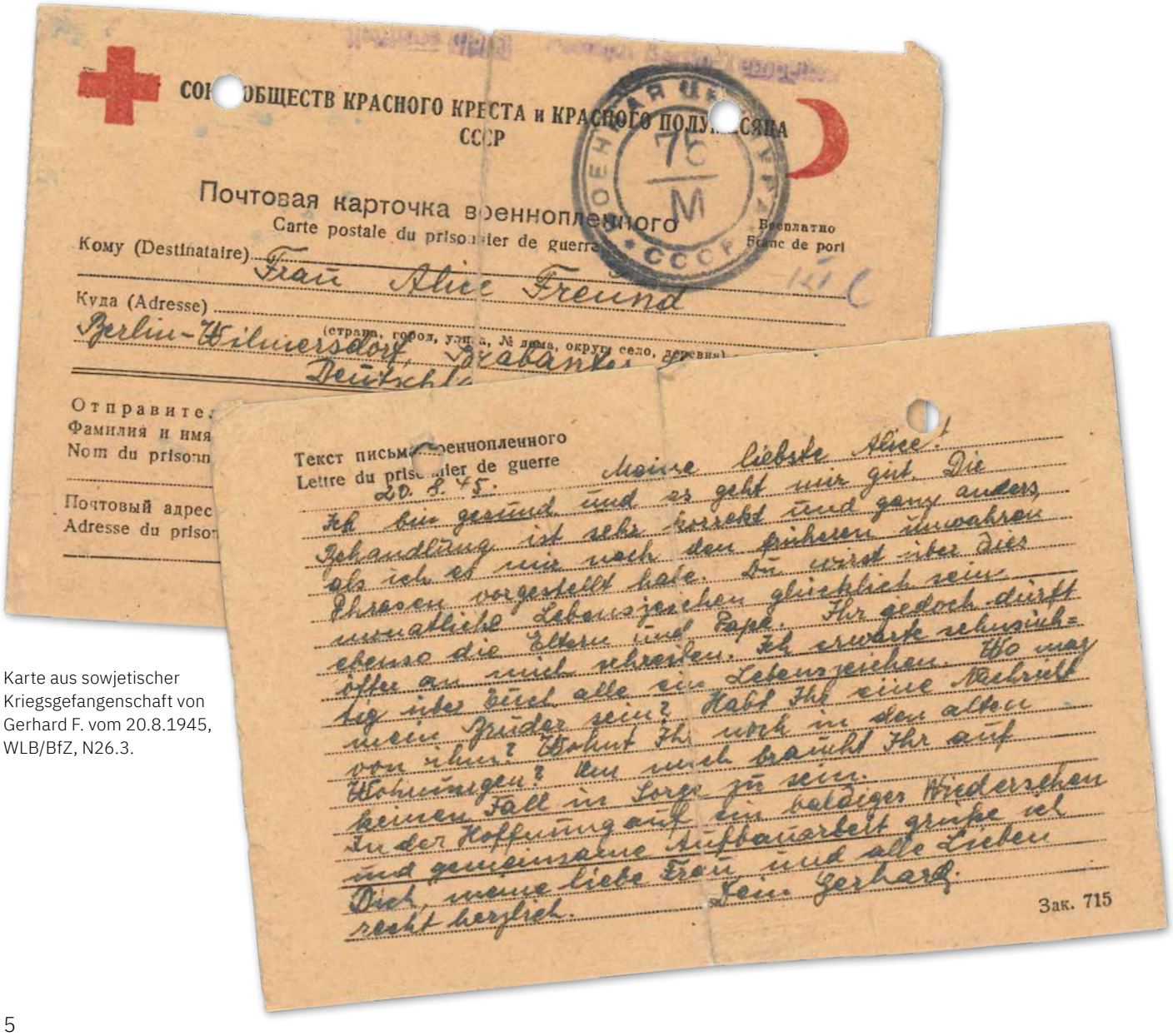
Der Feldpostverkehr war für die Soldaten kostenlos – ein politisch gewollter Akt, der die Moral stärken sollte. Die Inhalte reichten von alltäglichen Schilderungen bis hin zu vorsichtigen Andeutungen über das Kriegsgeschehen. Offene Kritik oder detaillierte Beschreibungen von Grausamkeiten waren eher selten, nicht zuletzt aufgrund der Zensur. Sie kamen aber vor, wie das folgende Beispiele eines Panzerschützen aus dem Elsass zeigt, der sich Sorgen um eine eventuelle Rekrutierung von Verwandten macht:

„Ich stelle mir vor, das[s] Alfons jetzt auch bald eingezogen wird. Wenn [es] bei Euch so kommt wie es hier in Polen und Ukraine gekommen ist und was ich selbst mit gemacht. alles kassiert, jung wie alt, von 14. bis 60 Jahre, und noch ältere, sogar noch Mädschen und Frauen also könnte es sogar mit Papa im Zweifel stehen, Wenn das kommen sollte werdet ihr ja auch wissen was ihr zu machen habt, am Tage nach der Kassierung schaut niemand mehr nach."

Joseph Feger am 31. August 1944, WLB/BfZ, N: Sterz

Emotionale Bedeutung: Zwischen Hoffnung und Angst

Für die Menschen in der Heimat waren Feldpostbriefe oft der einzige Beweis dafür, dass ein geliebter Mensch noch lebte. Jede Postsen-



Karte aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft von Gerhard F. vom 20.8.1945, WLB/BfZ, N26.3.

Deutscher Soldat an der Ostfront beim Verfassen von Feldpost, Propagandakompanie-Foto, 6.9.1943. WLB/BfZ, Fotosammlung Zweiter Weltkrieg, DC 125.001.

dung konnte Hoffnung bringen – oder, im Falle ihres Ausbleibens, große Befürchtungen auslösen. Besonders in Zeiten intensiver Kampfhandlungen wurde das Warten zur emotionalen Belastungsprobe.

Die Briefe erfüllten dabei mehrere Funktionen. Sie dienten nicht nur der Information, sondern auch der emotionalen Stabilisierung. Soldaten versuchten häufig, ihre Angehörigen zu beruhigen, indem sie Gefahren herunterspielten oder ihre Lage beschönigten. So ist wohl die erste Karte von Gerhard Freund zu verstehen, wenn er seine Situation nicht nur mit Blick auf die sowjetische Zensur derart positiv schildert. Gleichzeitig bot das Schreiben den Kriegsteilnehmern aber auch eine Möglichkeit, Erlebtes zu verarbeiten und ein Stück Normalität aufrechtzuerhalten. Selbst alltägliche und organisatorische Fragen aus der Heimat wie die Kindererziehung, das Wetter und die Ernte wurden hier verhandelt.

Feldpost als historische Quelle

Heute sind Feldpostsendungen wertvolle historische Dokumente. Sie ermöglichen Einblicke in den Alltag der Soldaten und ihrer Angehörigen, ihre Wahrnehmungen und Gefühle. Anders als offizielle Berichte oder Propagandamaterialien vermitteln sie oft eine unmittelbare, persönliche Perspektive auf das Kriegsgeschehen. Für die Soldaten war das Schreiben vielfach das einzige Mittel, ihre Gedanken festzuhalten und den Kontakt zu ihren Angehörigen zu bewahren. So griffen auch Personen zur Feder, die sonst kaum geschrieben haben. Sammlungen von Feldpost enthalten folglich Schriftstücke aus allen Bevölkerungsschichten. Sie können damit ebenso für Linguisten eine sehr interessante Quelle sein.

Historikerinnen und Historiker nutzen diese Lebensdokumente seit den 1980er-Jahren, um Fragen nach Mentalitäten, Erfahrungen und sozialen Beziehungen im Krieg zu untersuchen. Dabei ist jedoch stets zu berücksichtigen, dass Feldpostbriefe keine „neutralen“ Zeugnisse sind. Sie sind geprägt von Zensur, Selbstzensur und dem Wunsch, den Empfängern bestimmte Bilder zu vermitteln.

Christian Westerhoff